Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 21

Artikel: Der Berg
Autor: Jemelin, Erika
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-644333

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Verlegenheit gemischt gewesen und mit einer leisen Spur von Misstrauen: Will das Mädchen bei mir ausspionieren? Sie kommt nicht wegen meiner schönen Augen, sie führt etwas im Schild ... mein Elend kennen lernen? Was geht sie das an? Das ist meine Sache ...

Aber dann hatte er sich doch wieder an Trini gefreut und die misstrauischen Gedanken vergessen. Er betrachtete das Mädchen mit einem lächelnden freundlichen Blick, wie es neben seinem unordentlichen Bett sass und manchmal mit der Hand über die zerschlissene dünne Decke fuhr, die den ausgemergelten Körper kaum verhüllte. Das Kopfkissen war ohne Ueberzug, von einer rosagrauen Farbe und durchlöchert, dass die Kapokfetzchen wie schmutzige Wolle bei jeder Bewegung des Kranken in die Luft stoben.

Doch nun, da Trini etwas davon erwähnt hatte, sie seien im Begriff, zusammenzupacken und alle miteinander auszuwandern nach Amerika, ins gelobte Land — nun erwachte in Vater Bigler der verbissene Widerstand von neuem. Seine Stimmungen wechselten schroff: «Nein, das könnt ihr nicht sagen — ich habe euch nie mehr belästigt, ich sah sogar dich ganz selten auf der Strasse und habe nicht einmal mit dir gesprochen — ich drückte mich mehr als einmal in eine Seitengasse, wenn die junge Dame stolz daherkam ... Ich bin für euch wie einer in einer andern Stadt ... oder hätte ich etwa ganz fortgehen sollen? Sag's nur gleich: ihr habt euch meiner geschämt ...»

«Aber nein, Vater, das kommt gar nicht in Frage, daran haben wir nie gedacht ...»

Er höhnte: «Warum hättet ihr an mich denken sollen?»

Trini überhörte den Spott absichtlich: «Für Mutter und mich wird es zu schwer, hier und drüben soll es Arbeit und Verdienst in Fülle geben, wenn man recht schaffen will. Auch Peter wird dort leichter eine Stelle finden als bei der grossen hiesigen Arbeitslosigkeit. Vielleicht dass wir sogar dir später etwas zukommen lassen können...»

Sie strahlte glücklich bei dem Gedanken, dem alten, kranken Mann Hilfe sein zu dürfen.

Vater Bigler schüttelte mürrisch den Kopf: «Ich brauch euch nicht und euer Geld ... kann für mich allein sorgen und übrigens ...»

Die Türe ging auf: «So, hast du Besuch?» fragte eine heisere, unschöne Stimme, «Damenbesuch ...» Eine verwahrloste Frau, die Haarsträhnen im geröteten Gesicht, schaute in die Stube: «Komm nur, 's ist Trini, ihr kennt euch ja.»

«Mhm», brummte die Frau. Dann schlurpte sie davon nach der Küche: «'s ist Zeit für dein Gesöff, das fade -brrr- muss dir auch das Bein einreiben ... 's wird spät ...»

«Ja, 's wird spät, ich gehe jetzt», meinte Trini, die nicht stören wollte und fühlte, dass Marie ihr Hiersein ungern sah. Aber Vater Bigler wehrte sich: «Kannst noch lange schlafen und mir kürzest du die ruhelose Nacht, was nichts schadet.»

Seine Stimmung wechselte von neuem. Kaum dass sich Marie zeigte, war er mit Trini wieder heiterste Freundlichkeit, während er alle üble Laune gegen die Frau kehrte, die nun zwischen Zimmer und Küche ein- und ausging, den hellen Tee brachte, die Flasche mit dem Franzbranntwein suchte und sich schliesslich dahinter machte, das dünne, fleckige Bein des Alten, das verbeult und verkrümmt war, einzureiben. Sie hatte Trini mit einem schiefen Seitenblick kaum begrüsst, ehe sie stumpf und verärgert zu arbeiten begann, unzufrieden, da sie die Gehässigkeit Vater Biglers spürte und sie ihm im gleichen Masse zurückgab. Vater hatte die Hände unter den Kopf geschoben, hielt die Augen geschlossen, das Gesicht war hager und grau und hatte unter den Backenknochen tiefe Höhlen, dass der Mund mit den schwarzen Zahnstummeln und dem verfärbten Schnurrbart gross und hässlich aussah. Er liess Marie hantieren und kümmerte sich nicht mehr um Trini. Manchmal zuckte er zusammen und fluchte Unverständliches. Dann schwieg er wieder oder stöhnte leise.

Trini schaute sich inzwischen im Zimmer um. Sie hatte es nicht gewagt, als sie eingetreten war, da sie Vater nicht mit ihrer Neugier verletzen wollte. Jetzt achtete er nicht auf sie. Er lag auf seinen schmutzigen Leintüchern, in seinem zerrissenen Nachthemd, durch dessen dünne Fetzen die behaarte, magere Brust zu sehen war. Trini schämte sich, sie wandte ihre Blicke von Vaters knochiger Gestalt ab und liess sie in der Kammer herumwandern.

Nicht ein einziges Möbelstück, das an daheim erinnert hätte! Die paar armseligen, zerkratzten Gegenstände, von denen der Firnis abgeblättert war, dass das graue, nackte Holz durchblickte, musste der fremden Frau gehört haben. Marie hatte früher gedient, wusste Trini, sie sei entlassen worden, weil sie getrunken habe. Wie Vater auf sie gestossen, konnte niemand erklären, wie niemand begriff, wovon sie lebten. Dass es ihnen an Alkohol nicht fehlte, das allerdings spürte man an der ganzen Unordnung, an dem nach Wein riechenden, gehässigen Händeln, mit dem sie sich überfielen, sowie eines des andern Gesicht sah.

Ueber dem zerbrochenen Spiegel, der an der Wand neben einem verwahrlosten Büfett hing, dessen gedrehte Säulen zum Teil fehlten, dessen Türen nicht mehr schlossen, aus dessen Innern schmutzige Wäsche und zerrissene Socken hervorquollen, geisterte das blasse Licht der kaum verhüllten Dekkenlampe.

(Fortsetzung folgt)

DER BERG

Von Erika Jemelin

Er war ihnen schon immer feind gewesen, der Berg, der wuchtig sich aus schattigen Tiefen erhob und dessen himmelnahe Felsen und Grate weit über das Tal hinsahen. Schon der Urahne, der alte Melchior Schwendener, der eines Tages mit der Axt in die Wälder zog, um das nötige Holz für ein einfaches Heimwesen zu beschaffen, hatte diese Feindschaft zu spüren bekommen. Vielleicht wäre manches anders geworden, hätte er nur seine Verstiegenheit fahren lassen und das schlichte Holzhaus neben die andern des engen beieinanderstehenden Dorfes gebaut. Er hätte es auch neben der Kirche aufrichten können, dort, wo im Frühling die ersten Krokusse blühen und der Wind so seltsam in den Büschen harft. Aber nein, Melchior Schwendener hatte es anders im Sinn. Am Berg sollte sein Heim stehen, auf jener sonnigen Halde, die einem den Blick freiliess in die Weite, dem Bergbach nach, der Ferne zu. Hier musste es sich wohl leben lassen, wenn einer fleissig war und voll guter Zuversicht. Zwar war die Weide bei näherem Beschauen kärglich und der Boden nicht besonders fruchtbar, aber Melchiors braune, arbeitsgewohnte Hände scheuten die Mühe nicht und sein Herz wusste um die Kraft des Glaubens.

Zuerst ging alles gut. Der Berg, in dessen Hut Melchior vertrauensvoll sein Haus gestellt hatte, nahm das neuartige Treiben mit Duldsamkeit hin und schien sich wenig um Menschenwerk zu kümmern. Auch wurde es, allen Sorgnissen zum Trotz, kein schlechtes Jahr. Der Kartoffelacker am steilen Hang trug reiche Frucht, so dass Melchior und die Seinen gut durch den harten Winter kamen. Aber im Frühling dann, als die ersten flüchtigen Silberwolken über das Tal hinzogen, da sang nachts ein gewaltiger Wind um das Schwendenerhaus, rüttelte störrisch an den Laden, heulte im Gebälk und kündete Unheil. Anderntags ging die Lawine nieder; sie war auch in andern Jahren niedergegangen und Melchior hatte beim Bauen wohl an sie gedacht, aber dieses Mal war sie besonders gewaltig, so dass Melchiors karges Weidland zu einem grossen Teil von Geröll und Schlamm zugedeckt wurde und es Wochen harter Arbeit brauchte, um den Boden freizubekommen. Die Schwendener schafften es; mit vereinten Kräften wurden sie den vielfachen Schwierigkeiten Meister und verzweifelten auch nicht, als einige Zeit später der Wildbach über die Ufer trat und kostbares Futter wegschwemmte. Wahrlich, all diese kleineren und grösseren Schläge wären zu ertragen gewesen, aber dann kam jener Wintertag, da Melchior zum Holzen in den Wald hinauszog und nicht mehr heimkehrte. Wie es kam, dass der starke, berggewohnte Mensch bei der vereisten Schneise ausglitt und unter die Holzfuhre kam, konnte sich eigentlich niemand so richtig erklären.

Melchiors Ältester hatte die Liebe zum Berg vom Vater geerbt und auch seinen freien, stolzen Mut. Als Kind hatte er in heimlichen Stunden davon geträumt, Bergführer zu werden und den lockenden, im Sonnenlicht seltsam gleissenden Gipfel zu bezwingen. Nach des Vaters plötzlichem Tod jedoch brauchte die Mutter einen Beistand und seine Hilfe war ihr nötiger denn je. So waren seine sehnsuchtsvollen Träume dazu verurteilt, in der harten Wirklichkeit untergehen, die Liebe zum Berg aber, zu eilenden Wolken und trutzigen Felsen, die blieb. Und an stillen Sonntagen, wenn der Wind durch den Lärchenwald strich und tausend mutwillige Sonnenfunken auf Firn und Felsen glitzerten, da zog er der Höhe zu, über blumenbedeckte Matten hinan, den steilen Grat entlang bis dort hin, wo der Blick in blauer Weite sich verliert und die grosse Einsamkeit beginnt.

Später, als im Schwendenerhaus eine neue Generation heranwuchs, wurden freilich diese Gänge seltener, aber dem Berg die Treue zu brechen, das vermochte er nicht. Und so kam es, dass an einem klaren Sommertag, als seine

Hände die altgewohnten Griffe im Fels ertasteten, ein Stein sich löste und ihn an der Schläfe traf. Noch blieb ihm Zeit, ein paar rettende Schritte auf sicheren Boden zu tun, aber dann verliess ihn langsam die Kraft. Vielleicht hat er noch den Himmel betrachtet, den tiefblauen, sonntäglichen, oder ein Stück Gletscher im Sonnenlicht, aber heimgekommen ist er nicht mehr.

So vergingen die Jahre, und kaum eines gab es, das nicht von Unglück und Leid zu erzählen gewusst hätte. Aber trotzdem, mochte der Berg ihnen allen zum Schicksal werden, mochte er Kummer und Verlust über die Schwendener bringen, immer wieder gab es einen unter ihnen, der sich ihm verschrieb.

Peter, der jüngste Schwendener, kam fünf Tage nach seines Vaters Begräbnis zur Welt. Als man den starken, fröhlichen Menschen mit zerschmetterten Gliedern über die Schwelle des Schwendener Hauses trug, da meinte die Frau, das Leben nicht mehr ertragen zu können. Zehn Kinder waren da, und sie mit aller Last und den Sorgen allein. Und in der Stunde, da sie Peter gebar, ihr elftes Kind, in dieser einen, leidvollen Stunde gelobte sie sich, den Kampf mit dem Berge aufzunehmen. Aufpassen wollte sie und wachen Jahr um Jahr, damit an keinem ihrer Kinder sich ein solches Schicksal wiederholen konnte.

Getreulich hielt sie ihr Wort. Und als sie merkte, dass gerade Peter, dieses ihr besonders liebe Kind eine unerklärliche Zuneigung zum Berg in sich trug, da tat sie alles, um diese gefahrvolle Stimme in seinem Innern zum Schweigen zu bringen. Sie versuchte, ihn in Haus und Hof zu beschäftigen, wenn die andern mit dem Vieh auf die Alp zogen, und einmal, als er mit Schürfwunden an den Händen vom Holzen heimkam und ihr zögernd gestand, er sei bis an die ersten Felsen gewesen, da strafte sie ihn so hart und unbarmherzig, dass ihr darob selbst das Herz wehtat.

Peter jedoch wuchs heran und die Mutter ahnte, dass der Tag kommen würde, wo er, all ihren Verboten zum Trotz, den Weg zum Gipfel gehen würde, sei es nun auch über geheime Pfade und ohne ihr Wissen. Nur eines gab es, ihn davor zu bewahren, Peter musste alt, bevor der Berg ihn endgültig in seinen Bann schlug. Es war ein grosses, ein schmerzliches Opfer, das ihrem Mutterherzen mit diesem Abschied auferlegt wurde, aber sie sah darin den einzigen Ausweg.

Peter selbst war darüber nicht gerade unglücklich. Die Stadt, die ihm all die Jahre hindurch als etwas unbestimmt Grossartiges vorgeschwebt hatte, gefiel ihm gar nicht so schlecht. Ueberdies war es Frühling, die grauen Häuser-mauern trugen das Lächeln, das die Sonne auch den unscheinbarsten Dingen verleiht und in den Gärten blühten Rotdorn und Flieder. Nur in der Abenddämmerung packte ihn öfters eine merkwürdige Traurigkeit, die ihn durch die Strassen trieb und der er keinen Namen zu geben verstand.

An einem solchen Spätnachmittag fand sich Peter plötzlich vor der Kathedrale. Hochgereckt, die oberste Turmspitze vergoldet vom scheidenden Sonnenlicht, ragte sie über die schon schattendunkle Stadt empor, gleich einem Symbol der Ewigkeit.

Wie unser Berg ist sie, wie unser Berg, so stolz und frei und herrlich — fuhr es durch seinen Sinn, und dieser Gedanke ergriff ihn derart und durchströmte sein unbewusst heimwehkrankes Herz, dass darüber jede andere Empfindung unterging und versank.

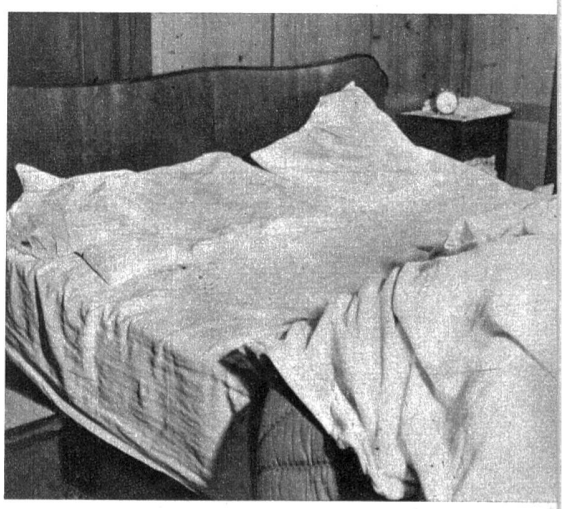
Wie ein Geschenk oder einen köstlichen Trost trug er diese Entdeckung durch die nächtlichen Strassen; und als plötzlich zu spät gezogene Bremsen gequält aufkreischten, entsetzte Menschen herbeieilten, da fanden sie wohl Peter, blutüberströmt und auf immer verstummt. Aber keiner wusste um das Schicksal, dem ein liebendes Mutterherz um jeden Preis hatte zuvorkommen wollen, und das sein Opfer selbst in der fernen Stadt gefunden hatte. In der Stadt, nahe der hochgereckten Kathedrale, die in ihrer stolzen Himmelsnähe dem Berge glich, an dessen Hang das braune Schwendener Haus stand.

Wenn sie nicht gemacht ist sieht man sie

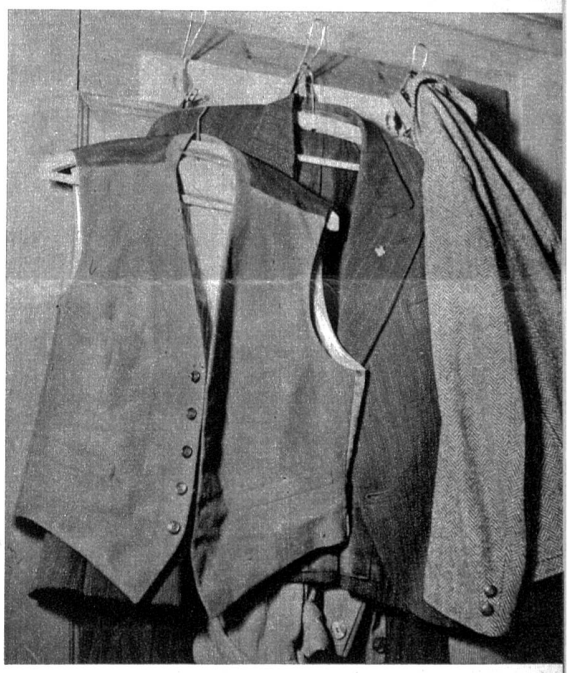
nämlich die Arbeit der Hausfrau

Mein Mann hatte einen Hexenschuss im Rücken und vermochte sich kaum mehr zu bewegen, darum musste er — zum erstenmal seit acht Jahren — daheim bleiben und konnte nicht an die Arbeit gehen. Er sass wohleingebettet im Lehnstuhl mit Kissen, Decken und Wärmeflasche, Tee und Lesestoff versehen. Für den Fall, dass er sonst noch etwas benötigen und ich seine Wünsche auch wirklich hören könnte, liess ich alle Türen in der Wohnung offen und ging von einem Zimmer zum andern meiner täglichen Hausarbeit nach. Es war Montag morgen, und so hingen die Sonntagskleider der ganzen Familie noch an den Haken, um ausgebürstet zu werden, die Schuhe warteten darauf, dass man sie ihres Staubes entledige, die Betten waren zu machen, Zimmer galt es aufzuräumen und Geschirr zu waschen, kurz, alles was eben zur Arbeit einer Hausfrau gehört. Mein Mann hatte nach einem kurzen Blick in die Zeitung aufgehört zu lesen und verfolgte meine Tätigkeit. Durch die offenen Türen schaute er mir bei der Arbeit zu, sah, wie in einem unordentlichen Zimmer langsam Ordnung einkehrte, bis es den gewohnten, normalen Anblick bot, sah, wie der Geschirrhaufen in der Küche langsam schwand, wie die schmutzige Schuhreihe abnahm und die wahllos herumhängenden Kleider gebürstet wurden und im Schrank verschwanden. Als dann im Laufe des Morgens alles so aussah, wie es soll und wie man es als sorgende Hausfrau eben gerne hat, war mein Mann sichtlich erleichtert und freute sich, die Wohnung so zu sehen, wie er sie sonst am Mittag und Abend bei seiner Heimkehr immer sah. Ein wenig nachdenklich war er aber geworden, mein lieber Mann, und sagte zu mir, er hätte nie gedacht, dass ein Haushalt jeden Tag so viel zu tun gebe, und dass es so viel brauche, bis überall Ordnung herrsche. Er hätte eigentlich immer gedacht, dass mir viel freie Zeit bliebe neben den Hausgeschäften und sehe erst jetzt, dass er mit dieser Meinung auf dem Holzweg gewesen sei. Er habe das Gefühl, dass jeder Mann einmal mit Hexenschuss zu Hause sitzen müsste, um zu merken, dass man die Arbeit der Hausfrau erst sehe, wenn sie nicht gemacht sei.

Finden Sie nicht auch, liebe Leserinnen, dass das wirklich ein heilsamer Hexenschuss war? Mich hat diese Aeusserung meines Mannes auf jeden Fall gefreut!



Was würde der Mann sagen, wenn am Mittag noch nicht gebettet wäre? Hausarbeit sieht man am besten, wenn sie nicht gemacht ist



Etwas mehr Sorgfalt für die Kleider erspart der Frau viel Arbeit

Manchmal braucht es ordentlich viel Mut, um sich an die Reinigung all der schmutzigen Schuhe zu machen